Die Marquardten

Autor(en): **Baumgartner, Oskar G.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571523

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zufluchtsstätte

Nun sei alles vergessen!
Rühre dich, Sehnsucht, nicht!
Um die dunkeln Zypressen
Zittert der Sonne Licht.

Vor mir, wellenentschlafen,
Schimmert der See wie Glas.
Eine Herde von Schafen
Weidet im Ufergras.

Weit im blauenden Norden
Ragt ein Gebirg im Schnee.
Mir ist seltsam geworden,
Seit ich es leuchten seh.

Wer mag Fernen ermessen
Bis wo der Firn dort flirrt?
Hier denn laßt mich vergessen,
Was dort einst war und wird!

Ernst Zahn, Göschenen.

Die Marquardten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

Ein jedes Land, eine jede Heimat hat ihre Tiefen.

In der Ebene liegen sie offen da. Hältst du's aber mit den gründlichen Fischen und steigst flußaufwärts, so begegnest du mancher versteckten Grotte mit schimmernden Kristallen und Quarzen, manchem wuchtigen glasharten Berge, dessen Inneres hohl klingt und tief von unterirdischen Tropfen.

Vom Alpstein gegen Norden steigt ein fruchtbar grün Land zum Bodensee hinab. Erst stolpert es über ungeregelte launische Höcker und bärbeißige Schluchten des Appenzellerlandes, schreitet aber bald sanfter und behäbiger über die breiten weitausladenden Rücken des Thurgaues und ruht sich endlich mit ausgestreckten lieblichen Armen am flachen Seegestade aus.

Und so, vom launisch-eigenwilligen jähen Temperament absteigend bis zur behäbigen breiten und milden Ruhe, sind auch seine Bewohner.

Von diesem Lande aber will ich Geschichten erzählen.

I.

Der goldene Weizen.

Es war schon etliche Jahre her, daß der liberale Weinfelder Pfarrer sein Teufelsbüchlein losgelassen gegen die Herren in Frauenfeld oben. Ob es schon damals mächtig gewirkt hatte, der Widerstand gegen das Neue Wesen war nicht tot und wuchs mit jedem Herbst stärker an, zumal um diese Jahreszeit die Steuern eingetrieben wurden. Und da man Schulen eingerichtet und Großräte mit Taggeldern in Frauenfeld oben hatte, waren die Abgaben nicht kleiner geworden. Mancher hätte vorgezogen, wie ehdem unter der Herrschaft des alten „kleinen Rates" zu leben, von dem man weiter nichts wußte, als daß er aus großen Herren bestand, die sich wohl zu erhalten vermochten.

So krebste der heilige Fortschritt alle Jahr um ein Schrittlein rückwärts, unmerklich, aber verzweifelt stet. Und so kam es, daß man zehn Jahre nach dem Teufelsbüchlein wider die Frauenfelder Herren nicht gar weit von den alten Zuständen gelandet war, also daß man mit dem einen Bein zwar auf dem Trockenen des neuen, mit dem andern aber im Sumpf des alten Wesens stand.

Und als sich drinnen im Luzernerbiet die Jesuiten wieder kräftig anmeldeten und die Bauern alle Neuerungen über Bord warfen, da gab es auch hier unten im Gau in jedem Dorfe Parteiung. Der eine Part der Bauern — es waren nicht gerade die jüngsten, aber auch nicht die ärmsten — erklärte sich offen für den alten Zustand, in welchem sie und ihre Väter und Vor- und Urgroßväter gelebt hätten und es ihnen gut gegangen und sie hablich geworden seien. Und hinwiederum reizte das die Jüngeren und weniger Begüterten und alle, so weidlich zu kratzen hatten im Leben, daß

sie sich auch parteiten, am Wirtstisch und im gemeinen Wesen oder gar bei den Wahlen, und gegen die alten Hebrechte vom Leder zogen, dergestalt zwar, daß in den kleinen Dörfern die Neuerer sich nicht mucksen durften, in den größeren Ortschaften und Flecken aber die Alten den Mund nicht aufmachen konnten, ohne zum Gespött zu werden.

So war der Gau allmählich in eine merkwürdige Verfassung, die eigentlich gar keine war, geraten. Denn keiner wußte recht, was galt: das Alte oder das Neue. Je nach der Gesinnung des Ammanns entschied sich die Gemeinde. So stand der Kanton auch zwischen einem neuen Jagdgesetz und keinem. Denn seit der Franzosenzeit hatten sich die Bursche daran gewöhnt, mit der Büchse in den Wald zu laufen, wenn es ihnen nur in den Sinn kam. Das schöne freie Leben sollte nun aufhören, meinten die neuen Großräte in Frauenfeld, und diese ihre Meinung machte bei den Bauern im Unterland gar böses Blut. Nicht weil sie alle Jäger gewesen wären — sie saßen in der Mehrzahl Winters lieber bei einem Schoppen „Altem" oder „Neuem" in der Leuenstube — aber sie witterten dahinter wieder mit Wut das Neue Wesen.

Und während ihnen jeder Kantonspolizist ein Bein stellen durfte, wenn sie nach alter Weise mit der Büchse in den Güttinger Wald jagen liefen, mußten sie es erleben, daß ein paar Frauenfelder Herren mit dem Vetter Doktor und ein paar andern Großhansen in ihren Bann jagen kamen. Und wenn sie mit dem „Bleß" und einem buchenen Scheit hinausliefen, lachten die Herren und sprachen ihnen vom Gesetz. Was Gesetz... Und dann langsam kam ihnen das Erinnern, daß vor einem Jahr, zwei, einmal eine Abstimmung gewesen. Damals hatten sie zum Trotz lauter leere Stimmzettel eingelegt. Wobei aber ihre Meinung nicht dahin ging, daß man hieraus das Recht zu diesem Gesetz ableite. Dawider wehrten sie sich heftig... Aber nun war die Sache einmal da und nichts mehr zu ändern. Und so nahm denn meist der Bauer sein „Buchenes" wieder unter den Arm, pfiff dem „Bleß" und stampfte landeinwärts über den Acker.

Also war es denn wie eine Verabredung unter den Bauern, daß keiner mehr jagen ging, noch auch mit den Herren Tisch und Wein, ja nicht einmal Gruß und Abschied teilte. Auch dem Vetter Doktor nahm man es übel, daß er zuweilen Part machte mit dem Baron und dem Großrat aus Frauenfeld, die von Zeit zu Zeit in den Güttinger Wald jagen kamen. Die volle Schale ihres Hasses aber mußte sich über jenem ergießen, der aus der Mitte der Bauernsame selber heraus das stille Gesetz übertrat und sich der „Herrenjagd", wie man's nannte, unterfing, der die gute Sache dergestalt in ihren Augen verriet. Und es gab einen, der das tat, einen Hitz- und Querkopf: der Marquardt, der leistete sich das.

Noch vor einem Jahr hatte ihm eine Kommission aus dem Oberland ein paar Stiere prämiert, und er hatte sie stolz mit den Kränzen um die kurzen Hörner durchs Dorf geführt. Zwar munkelten die Bauern, das tue nur das Neue Wesen, dessen er sich befleiße. Die Herren in Frauenfeld oben hätten eigentlich dem „liberalen Stier" einen Kranz umhängen wollen. Dabei aber verschwiegen sie absichtlich, daß sie selber ehdem darin einig gewesen, die Stiere des Marquardt wären die schönsten im Dorf und weit herum und kein Fehl an ihnen. Sie verschwiegen es, und wie sie dem Neuen Wesen unhold waren, so schwuren sie auch ein jeglicher bei sich, nicht zu rasten, bis der Marquardt keinen Stier, ja nicht einmal mehr einen Kuhschwanz zu kränzen hätte.

* * *

Im „Pleienhof", einer Herberge mitten im Kostnitzer Wald, pflegten die Jagdherren ihr Gefährte einzustellen und nach der Jagd ihren Imbiß einzunehmen. Das einsame Gehöft lag ihnen gut im Wurf. Kein Wächter kam so weit seitab vom Dorfe, ob auch bis Hahnenschrei Lichtschimmer durch die Fensterläden des Hinterstübchens, wo die Jäger ihre Beute verjaßten, blinzelte. Ja, lustig ging es da zur Jagdzeit her, und oftmals schreckten die schluchzenden-jauchzenden Klänge der Handorgel sekundenlang den stillen Winterwald aus seinen Träumen, wenn etwa ein torkelnder Holzknecht die Tür aufriß und schweren tastenden Schrittes die beschneite Stiege hinab den Weg durch die Jungtannen suchte und zwischen den Stämmen im Dunkel verschwand. Sonst aber lag jahraus jahrein eine bleierne Stille über dem Pleienhof. Kein Bauer, kein Handwerksbursche selbst, schwenkte seinetwegen von der Straße ab. Oede lag er und wartete das ganze Jahr auf seine Jagdgäste.

Es war ein Weihnachtstag bei aperem gefrorenem Boden und tagsüber beißendem Ost, der aber um das Zunachten in ein lindes Schneelüftlein überging. Die Jäger hatten, nach alter Gewohnheit, mit eigener Büchse für den Feiertagsbraten gesorgt und saßen auf eine kürzere Spanne als sonst im Pleienhof beisammen, bis des Barons schneller Fuchs angespannt wäre.

In der vordern Ecke der Stube saßen zwei Holzknechte vor ihrem Gläschen. Sie hatten die Gesellschaft wohl über die Diele stampfen hören, und als die Türe aufging und die behäbige große Gestalt des Barons sich hereinschob, huschten seltsame Spottlichter über ihre verwitterten Gesichter. Nicht daß sie was wider den Baron gehabt hätten, aber er konnte nie hinter den Tisch sitzen, seines umfänglichen Leibes wegen, und wenn er endlich saß, saß er breit und ragend auf den fleischigen Schenkeln, gleichsam ein sitzender Riese. Und immer überlief ein gelindes Schweißlein sein fröhlich rotes Gesicht, das leutselig blicken konnte und zwei rotgeäderte muntere Weinaugen beherbergte. Hinter dem Baron kam der Frauenfelder Großrat, ein kleines unscheinbares Männlein. Aber indes der noch auf der Schwelle stand, blickte ihm schon die Brille des Vetter Doktors über den Kopf weg in die Stube. Etwas mürrisch hing dem der schwarze Schnurrbart im bläßlichen Gesicht an den Mundwinkeln herab, mürrisch und von oben herab grüßte er beim Eintreten und setzte sich hinter den Tisch, dem Baron gegenüber. Sie bestellten in Eile einen alten Wein, und indes der aufgetragen wurde, kam noch einer, ein untersetzter breitschultriger Mann. Die Holzer wandten sich halb nach ihm um, als er eintrat, schauten aber gleich wieder weg, als sie ein Blick unter den buschigen Brauen hervor scharf wie ein

Messer traf, das ins Tiefe schneidet. Zu hinterst in die Stube setzte sich der, an die Wand, etwas abseits vom Baron; Eiszapfen klingelten ihm am dunkeln Vollbart, als er sich setzte. Dann taten die Vier Bescheid mit den vollen Gläsern, von denen das des Barons stets etwas überlief; denn obwohl es in der mächtigen Fleischfülle seiner Rechten einem Fingerhut ähnelte, der ständig Gefahr läuft, zerquetscht zu werden, zitterte die Riesenhand doch mit ihrem Spielzeug und schüttete ein paar köstliche Tropfen auf das bauchende Jägerwams, über dem sich alsbald die fleischigen Hände falteten, gleichsam andächtig über dem Genossenen, indessen die Augen über den kleinen Großrat hinweg auf die Scheiben gerichtet waren, hinter denen der Wald leise dämmerte. Der Großrat aber sah das Glas an, drehte es bisweilen etwas mit der Rechten und blickte von Zeit zu Zeit zum Baron auf, indes des Vetter Doktors Brille mit ungewissem Scheine bald da-, bald dorthin gerichtet schien, ohne daß man hätte sagen mögen, was die Augen dahinter für ein Ziel hatten. Der Vierte aber, der mit dem Barte, sah steif über Tisch und Flasche und Stube hinweg auf die Holzer, die stumm vor ihrem Gläslein hockten. Zuweilen schien sein Blick irgendwo an der Wand zu haften. Er sah ins Leere — oder ins Volle vielleicht, sicher in etwas ganz anderes, etwas Rätselhaftes, Ernstes.

So hing jeder seinen Gedanken nach, und es fehlten heute die gewohnten Karten. Dann sagte der Baron wie zu sich selber: „Es nachtet, es wird Zeit!“ Und dann stieß er wieder an mit dem zittrigen, tröpfelnden Glase, und alle schlürften den alten Wein. Und der Vetter Doktor sagte: „Wollt ihr pressieren?“ Darauf der Großrat: „'s ist heiliger Abend, wir haben noch zwei glatte Wegstunden.“ Nach einer Weile wandte der Baron plötzlich den Kopf nach dem in der Ecke: „Was ist mit Euch, Marquardt, Ihr macht ja keine Späße?“ Der Bärtige in der Ecke sah den Baron an, und unter seinem Bart verstohlen zuckte halb spöttisch, halb bitter der Mund: „Mag wohl sein, daß ich Euch gspässig vorkomme ohne Spaß. 's läßt sich nicht immer spassen.“ Der Baron nahm wieder einen Schluck: „Daß Ihr uns schlecht geführt und lauter Katzenschwänz' in den Lauf gejagt habt, will ich Euch verzeihen, nur kein grämlich Gesicht ...“ Aber der Vetter Doktor unterbrach ihn: „Ich weiß schon, laßt's gut sein, der Marquardt hat jetzt eine schwere Zeit. Der Lang hat's ihm schlecht gemacht.“ Des Doktors Brille blinzelte seitwärts hinüber zum Marquardt. Der aber sah wieder steif grad aus, nickte ein paarmal kurz, während sich sein Mund unter dem struppigen Bart höhnisch verzog. Es lag etwas unsäglich Verächtliches in diesem kurzen Nicken. Nicht gar lang nachher erhob sich der Baron von seinem Stuhl und wandelte schwer und gewichtig, doch in grader Haltung, aus der Stube, hinter ihm der Großrat. Und wieder ein Weilchen drauf war auch der Vetter Doktor gegangen.

Nur die Holzer und der Marquardt saßen noch immer in der Stube. Steif gradaus, über Tisch und Flasche und Stube, schaute der Marquardt, ins Leere — ins Volle: hinein und hinunter in sein eigenes Leben, ernst und rätselhaft. Und die Holzknechte ehrten sein Schweigen. Nach einer Weile aber meinte der eine zum andern: Die Menschen seien doch alle falsche Tücher. Wenn man sie an die Sonne halte, seien sie alle fadenscheinig. Ja, meinte der andere, und wenn der Wind gehe, so flattern sie nach ihm. Wenn der Doktor schon tue wie 's unschuldige Lamm Gottes, so steck er doch mit unter der Decke bei der Teufelei... Und dabei schickten sie verstohlene Seitenblicke hinunter in die Stubenecke, wo der Marquardt saß und heraufstarrte. Ein ganzes Weilchen war es darnach still. Dann sagte der Marquardt zu den Holzern: „Wo habt ihr geholzt?“ „Gegen die hintere Reute zu,“ scholl die Antwort. „Es ist absonderlich,“ meinte der Marquardt; „in der hinteren Reute hatten wir ein Dutzend letztjährige Hasen, noch vorgestern sah ich welche ... Und heute sind sie wie vom Wind weggeblasen.“ Die Holzknechte spürten seine Augen scharf auf sich haften, wie ein Messer, das ins Tiefe schneidet. Und sie sagten kein Wort. „Es hat ein jeder zu kratzen in seinem Stall. So laßt mir den Lang, er ist allweil noch mein Vetter — allweil noch!“ Als dann der Pleienhöfler eintrat, warf ihm der Marquardt zwei Batzen hin, er solle den Holzern noch ein Budeli Trester bringen.

Darüber war es Nacht geworden. Als der Marquardt aufstand, die Büchse von der Wand nahm und hinausging über die Tannendiele auf die Stiege, da trieb schon ein feiner linder Schnee in die Türe, und die Stufen waren weich verschneit; weich dämpfte es seine Schritte, als er in Sinnen versunken durch die Jungtannen ins nächtlich dämmrige Holz schritt.

Es war nun gerade sieben Jahre her, daß ihn der Tod zum Großbauern gemacht hatte, da er ihm die Güter und den Wald seines Vaters zuwarf. Da war ihm wie einem König unter Bettlern gewesen. Gerade sechs Jahr war es nun auch, daß er Schullehrers schöne Marei nach der Christmette heimgeleitet hatte. Im Frühjahr drauf waren sie ein Paar gewesen, er wußte selbst nicht mehr recht warum: vielleicht weil sie so schön sang auf dem Chor, wo er die Baßgeige strich, vielleicht weil der Lang um sie angehalten hatte, sein Erz- und Erbfeind von Kindsbeinen auf. Ja, wohl eher seinetwegen. Dem Geizkragen gönnte er sie nicht. Und als er sie in die Kirche führte, kam er sich vor wie der Königssohn im Märchen, der das Aschenbrödel vom Herd weg in seine Schlösser geholt, und es fiel ihn ein ordentlich Mitleid mit sich selbst an. Zu der Zeit war nicht gut Kirschen essen mit dem Marquardt. Er hatte einen Trupp von Knechten und Mägden, wohl an ein Dutzend, drainierte, pfropfte, baute fremde welsche Frucht und legte hinter dem Haus zwei volle Jucharten Baumschulen an. Er selbst aber legte keine Hand an seine Güter, sondern freute sich Befehlens und strich auch wohl am hellen heiligen Werktag durchs Holz. Trafen ihn die Bauern auf seinem Acker stehen, so konnten sie sich ein paar neugierige Fragen nicht verbeißen, hinter denen der Hohn lauerte: „der Marquardt grabe aber heuer den Mist tief ein“ oder: „wenn nur der Wind ihm nicht den Mist hole“, wenn er ihn etwas hoch gebettet hatte, oder: „das wäre ein schöner Kleesamen, wenn ihn der Teufel nicht mit der ersten kalten Nacht nehme“. Und dann kam der Marquardt immer gleich mit ihnen in Disput, obschon er die versteckten Nädelchen der Bosheit spürte. Und umso-

weniger ließ es ihm eine Ruh, er mußte den andern überzeugen: er habe das in Kostnitz auf der Pflanzschule so gesehen, wie da die Aecker fett wären, wie der Klee nur so walle, und es gebe nichts bessers als diesen Apfel mit dem und diesem zu zweien und zu pfropfen, und was der schönen Wissenschaften mehr waren. Und je mehr der andere spöttelte und zweifelte, umso tiefer sprach sich der Marquardt hinein in die Wärme und auch zuweilen in die Hitze, also daß er sich vergaß und den Frager samt dem ganzen Dorf einen Kalbermarkt schimpfte. Daß die Geschimpften es brühwarm innewurden, dafür brauchte er nicht zu sorgen, und oftmals schien ihm dann, wenn er über seine Hofstatt schritt, er höre aus der Leuenstube über den Kirchhof herüber seinen Namen und dann ein paar harte Fäuste auf den Tisch schlagen. Weil er sich aber nicht in Zucht haben konnte andern gegenüber, redete er sich ein, es wäre die Tugend der Ehrlichkeit, die ihn meistere den andern zum Verdruß. Immer rückhaltloser offenbarte er nun den Dorfgenossen die kleinen Abschätzungen und die große Verachtung, die er für sie hegte, und machte sich zuletzt ein Gewerbe daraus, den Bauern „die Meinung" zu sagen, die ihnen immer seltener lieblich tönte, sodaß er allmählich in Verruf und Verhaß kam.

Seltsam genug: je einsamer es um ihn wurde, desto wohler wurde es dem Marquardt und desto öfter hörte man ihn etwa über den Hof lachen. Unverhohlen hielt er auch zum Neuen Wesen und zu den Herrenleuten in Frauenfeld, und es war sein Traum, daß der Gau in ein paar Jährlein auch eine Pflanzschule bekäme, die so gut wäre wie der Schwaben ihre zu Kostnitz, damit die Bauernkalber endlich einmal sähen, daß es da auf der Welt für sie noch was zu lernen gäbe. Bis dann aber würde der Marquardt längst ein urchen Mustergut haben vom Teufelswinkel an bis hinauf ins Oberdorf an den Kostnitzerwald.

Das waren so seine Träume, und es verschlug ihm wenig, als eines Morgens beim Kaffeetrinken seine einzige Schwester berichtete, der Lang habe um ihre Hand angehalten und sie wüßte nicht recht — aber ledig bleibe sie auf keinen Fall. Der Marquardt hatte sie nie für gescheit gehalten und an dem Morgen am wenigsten. Immerhin — mochte sie den Lang nehmen. Der war ihm als Schwager ungefährlicher denn so wie bisher. Es gab denn auch eine kleine Aussprache zwischen den zwei Männern, die eigentlich nur vom Marquardt bestritten wurde und zu deren Schluß der Lang die Marquardten-Haustüre etwas grob anfaßte und hinter sich zuschlug. Darauf heiratete er.

Soweit ging alles richtig wie am Faden. Nur daß die Jahre nicht immer gut waren und die Musteräcker zuweilen die Mühe schlecht vergalten oder der Bauer nicht Zeit und Geduld hatte, auf ihren Dank zu warten. Und wie das Volk sagt: Wer Gold sucht, muß Dreck anfassen — so muß auch der Bauer selber Hand an seine Erde legen, soll sie ihm zur Schatzkammer werden. Dazu konnte sich aber der Marquardt nie verstehen. Da verlangte der Lang eines Tages und gerade in der bösesten Zeit das Schwesternteil aus dem Erbe und mußte der Marquardt noch froh sein, daß ihm der Lang davon die Hälfte als Darlehen ließ zu einem Wucherzins.

Denn er hatte eben angefangen zu bauen. Das künftige Mustergut verlangte auch einen Musterhof, ein neues großes Haus und neue große Stallungen. Da war er denn eines Winters daran gegangen, den „alten Kasten", das Haus seines Vaters, von unten auf umzubauen. Aber schon der Abbruch ging härter als erwartet. Glashart lagen die Mauern, mit großen Steinen und Findlingen errichtet, und darüber alte schwere Bäume, hinter schwarzbraunen Holzbrettern, also daß es manchen Mann und viele Ketten brauchte, um die Lasten loszuwuchten und auszuheben. Winter und Sommer vergingen. Der Herbst war angebrochen, und noch hatten die Bauleute mit Not in den ersten Stock ein paar Kammern zurechtgestellt. Das Jahr war nicht übel gewesen; aber die halbe Zeit dienten die Knechte am Bau, und mit Weibern allein ist schlecht heuen. Das Futter reichte wohl für ein Dutzend Häuptlein; aber die harten Taler, die der Bau verschlang, gingen zur Neige.

Der Winter brach an, und der Bau blieb dort stecken, wo ihn die Bauleute gelassen: nichts Halbes, nichts Ganzes, keine Scheuer, aber auch kein Haus, und schlimmer als beides. Es brauchte viel; aber schließlich ging der Marquardt doch über den Platz zu dem Mann seiner Schwester, dem Lang. Der konnte ihm helfen, wenn er wollte. Und warum sollte er nicht um einen Wucherzins? Damals hatte die Marei zu Hause am Fenster lange und bänglich gewartet, bis er wieder herauskommen würde. Er kam lange nicht und war doch in den letzten Zeiten nicht mehr gesprächig gewesen, und der Lang war's von Bub auf nicht. Was mochten sie nur so lange handeln? Schließlich war er denn aus der Haustür und über den Platz gekommen, das Gesicht fahl wie weiße Asche hinter dem dunkeln Bart herausschimmernd, Hohn um den Mund, mit giftigen bösen Augen. Als er in die Stube trat, da blickte er ein paarmal um sich. Es war ihm alles so zuwider und am meisten sein Weib, die Marei. Und er nahm seinen Hut wieder von der Ofenbank auf und ging hinaus und hinüber in die Leuenstube und blieb da hocken. Er hatte dann in der nächsten Zeit noch ein paarmal da und dort versucht ein Geldlein aufzunehmen. Es schlug aber alles fehl. „Jetzt hast deine Marei, deine Marei...Brauchst kein Geld, kein Geld!" hatte ihm der Lang damals hohnkrächzend zur Tür hinaus nachgerufen, und die fahrige Zunge war ihm in einem fort überschlagen dabei vor Frohlocken. Und vierzehn Tage vor Weihnachten hatte er ihm die andere Hälfte des Erbteils gekündigt. Der Hund!

Dies alles überdachte der Marquardt in seinem Sinne, indes er durch den verschneiten Wald fürbaß schritt. Zuweilen faßte er seine Flinte krampfhaft am Kolben, und es war ungewiß, ob sie nicht im nächsten Augenblick von der Schulter fliegen und loskrachen werde — und ihm schien, als huschte einer hinter die Stämme, als krachten Aeste ... Aber es war nur das dumpfe Gestampf seiner Brust, die wie ein überhitzter Kessel ihm das Blut durch alle Adern und Röhren in den Kopf jagte, bis es seinen Augen ein paar spärliche salzige Tropfen abgezwungen hatte. Und dann fuhr sich der Marquardt mit der Hand übers Gesicht und trat aus der Finsternis und dem Wald in die bläulich schimmernde Dämmerung der überschneiten Landschaft hin-

Ernest Biéler, Savièse. Das rote Pferdchen.

aus. Die Kostnitzer Straße und das Oberdorf zur Rechten lassend bahnte er sich einen Pfad durch den Schnee, nahe dem Walde, bis zu einer Stelle, da ein Strich Jungtannen und mittleres Laubholz in einem scharfen Winkel in die Landschaft vorsprang. Der „Teufelswinkel" hieß der Ort bei den Bauern. Von da konnte der Marquardt bis zum eigenen Hof und Heim nur über Eigenes wandern. Es war sein Stolz gewesen von Jugend an, daß er niemanden um einen Freipaß angehen mußte, nicht einmal die Gemeinde, wenn er zu Holze ging, sondern Stück an Stück über Eigenes konnte fahren. Und auch heute tat er's — vielleicht zum letzten Male — und dann würde er auch nie mehr auf die Jagd gehen und alles, alles ganz anders werden. Als er vor dem Gräblein stand, das den Teufelswinkel vom Acker trennte, hielt er an, schaute hinüber nach dem Dorfe und ließ eine ganze Weile seine Augen den Weg dorfwärts und zurück und wieder dorfwärts spazieren, dahin, wo es am dunkelsten war — und da war sein Heim. Er atmete tief und grad auf, und der bittere stolze Hohn legte sich ihm breit über das bärtige Angesicht. Und er behielt ihn auf, indes er über den Acker heimwärts stampfte; von Stund an hat er ihn aufbehalten und nie mehr abgelegt, bis an seinen Tod.

Wie er so dem Dorf zuschritt, begann er mit eins die Nässe an Füßen und Händen zu fühlen. Je näher er seinem Hause kam, umso kälter wurde ihm. Langsam und zögernd ging er jetzt über die Hofstatt. Die Holzladen an den Stubenfenstern waren hochgezogen, und nur der mittlere stand um Spaltbreite offen. Ein dünner Lichtstreif tastete von da zitternd in die Dunkelheit hinaus. Müde setzte sich der Bauer auf eine dünn verschneite Ziegelsteinbeige, welche die Werkler noch vom Sommer her hatten stehen lassen. Kalt langte es ihm hinauf ans Herz. Er hätte in diesem Augenblick nicht hineingehen mögen, nicht um die Welt. Er wußt' es ja auch so. Den ganzen Tag hatte er es vor sich gesehen, das wortlos bleiche Gesicht der Marei, über den Stickrahmen gebeugt, und die hellen blauen Augen, an den Kreuzlein und Fädlein haftend, die sie da mit spitzen zierlichen Fingern hineinstach in das weiße Tuch. Und sie würde nicht aufsehen, wenn er eintrat, würde ihm kaum einen guten Abend wünschen. Und um sie herum, auf der Wandbank am Tisch, die „Großen" beiden, auf dem Schemel der Bernhardlein, auf dem Fußboden das Mareieli und im Körblein das Kleinste — würden die Kinder sitzen und erschreckt auffahren, wenn er einträte, und ängstlich zur Seite weichen. Und dann stand er jedesmal mitten in der Stube und sah sich das an — aber nur eine Weile, und hernach schlug er mit der Faust auf den Schiefertisch und ging wieder davon. O, er kannte das alles schon so gut, als wär's nie anders gewesen, als hätte er seiner Marei nicht erst zu Lichtmeß noch das verteufelte Sticken verboten! Ordentlich eifersüchtig war er gewesen auf den Stickfetzen. Und jetzt? Jetzt würde er bald froh sein müssen um die paar Batzen.

Noch etwas hielt ihn draußen: es war Weihnacht heut. Zwei Taler hatten ihm der Rehbock und die zwei Hasen eingebracht, die nun mit des Barons Schlitten das Land hinauffuhren. Aber das andre brachte er nicht, das er ihr versprochen. Den ganzen Tag hatte er den Bürgenschein fix und fertig bis auf die Unterschrift mit sich herumgetragen, und einmal, da er mit dem Baron allein auf dem Anstand im Jungholz lag, hatte er ansetzen wollen — aber es würgte ihn im Hals, und während er sich räusperte, klopfte ihm der Baron freundschaftlich auf die Achsel und meinte: „Ihr seid mir der liebste Waidgesell im ganzen Unterland!" Da hatte der Marquardt geschwiegen und die Zähne zusammengebissen. Und nachher, als der Vetter Doktor daran rührte, an seine Sach' mit dem Lang, und der Baron steif gradaus sah, da mußte er auflachen, so frei und stolz war ihm einsmal um die Brust. Und wenn er alles verlor — das war doch wenigstens noch sein und blieb's: sein Unglück!

Und darnach verachtete er sie alle: den dicken reichen Baron und den kleinen Großrat, den wohlgemeinten Vetter Doktor und die lumpigen Holzknechte. Es war ihm nichts gemein mit ihnen allen.

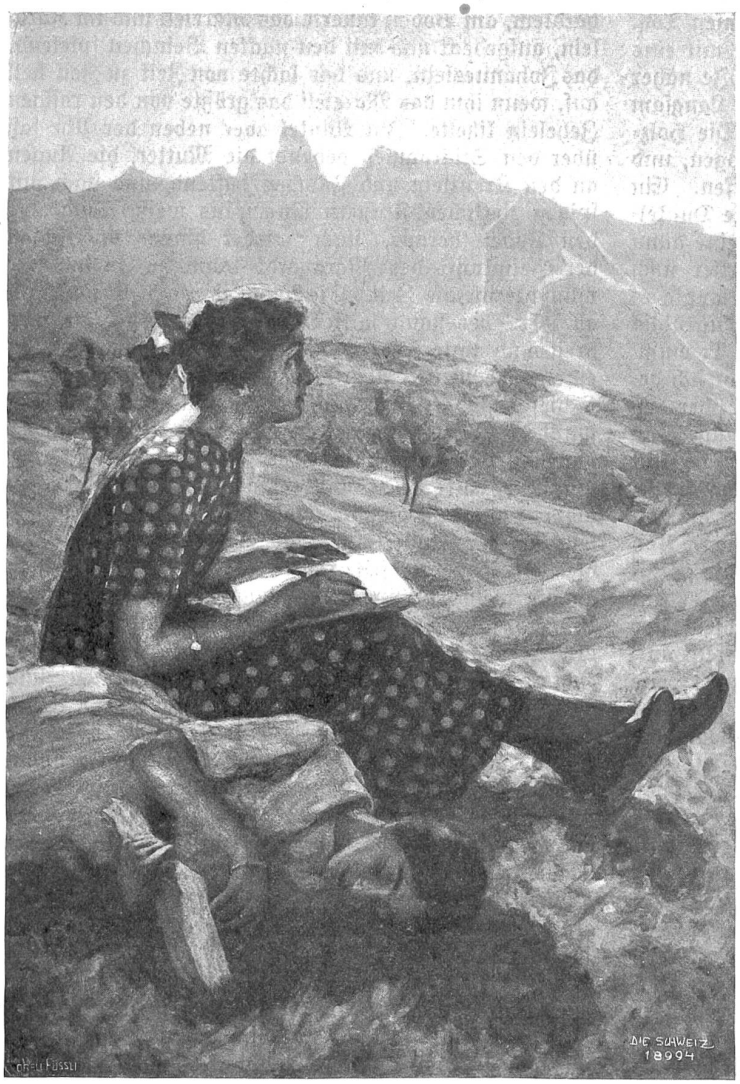
Nachdem er dergestalt sein Herz wieder aufgerichtet, verließ er seinen Sitz auf den Ziegeltrümmern und ging sicheren Schrittes über die beiden Steinstufen in sein Haus. Da saßen sie alle: an der Wandbank am Tisch die „Großen" beiden, auf dem Fußschemel der Bernhardlein, am Boden kauerte das Mareieli und im Körblein, aufgedeckt und mit den nackten Beinchen spielend, das Johanneslein, und das lachte von Zeit zu Zeit hell auf, wenn ihm das Mareieli das größte von den rosigen Zehelein kitzelte. Im Winkel aber neben der Uhr saß über den Stickrahmen gebeugt die Mutter, die Augen an den Kreuzlein und Fädchen haftend, und stach mit spitzen zierlichen Fingern hinein ins weiße Tuch, zog den Faden heraus, stach wieder hinein und schien der Heimkunft des Marquardt kaum zu achten. Er wünschte ihr die Zeit. Sie nahm ihm den Gruß kaum ab. Er aber stand mitten in der Stube — die war breit und untersetzt wie er — und sah sich das an eine ganze Weile. Aber diesmal schlug er nicht auf den Schiefertisch. Er ging auch nicht hinaus, in den Leuen hinüber. „Marei, mach Feierabend, es ist Weihnacht," sagte er tief und ruhig. Die Marei aber schrak zusammen, hatte eben wieder in ihr Tüchlein stechen wollen, und nun plötzlich quoll ihr ein blutrotes Tröpflein aus der Fingerspitze. Mit einem Seufzer stach sie die Nadel querein fest, führte das rote Blutströpflein an die weißen Lippen und stand auf von der Bank. Und die „Großen" beiden seufzten auch auf, wie Alte, der Bernhardlein sprang vom Schemel, das Mareieli richtete sich auf am schwankenden Stickrahmen, und das Johanneslein begann plötzlich zu schreien. Ueber das Gesicht des Marquardt fuhr's finster, wie eine Wolke, aber nur einen Augenblick. Die Mutter nahm das Körblein mit dem zappelnden Kleinen und schritt flink und leicht an ihm vorbei in die Küche. Er aber nahm langsam, wie sinnend, seine Pfeife aus der Tasche, klopfte sie an der Ofensimse, lehnte sich an die grünen Kacheln, und dann stand er still da, die Augen gradaus in eine weite Ferne gerichtet. Die „Großen" auf der Wandbank, die mit Gabelästlein auf dem Tische Kühlein und Schäfchen spielten, wagten kaum zu atmen und saßen geduckt; dem Bernhardlein aber ward's ungemütlich, und er trippelte spornstreichs auf die Küchentüre zu — als der Vater plötzlich nach ihm

griff, um ihn an sich zu ziehen. Mörderlich schrie da das Büblein, daß die Mutter die Tür aufriß und erstaunt zum Vater aufsah, der das zappelnde schreiende Menschlein in seinen harten Händen kaum meistern konnte. Zum ersten Mal, seit er da drinnen in der Stube stand, sah sie ihn an, und das große Staunen guckte ihr aus den weiten blauen Augen und traf ihn und überflutete ihn warm, daß es ihn drängte und nötigte: „Der Kätzers Hosenmodel, dem wird man doch noch Meister mögen," brummte er da unter dem Bart, halb scherzhaft, halb ärgerlich. „Er fürchtet dich halt," entgegnete die Marei. Kalt ging's ihr vom Munde. Und doch nicht so kalt, wie sie gewollt. „Er fürchtet halt deinen Bart," setzte sie mildernd hinzu, als sie sah, wie Marquardts Gesicht sich zusammenzog und in blaßgelbe Schatten legte. Da trat sie endlich ganz zu ihm hin, sich gleichsam überwindend, legte leicht die blassen Finger auf die Rümpfe seines groben Jägerkittels: „Es ist Weihnacht heut," bat ihre Stimme, „der Bub ist's nicht gewohnt, daß du nach ihm umsiehst. Denk an, es ist heut ein volles Jahr, seit du ihn auf dem Arm getragen hast!" Der Marquardt sagte nichts, stellte den Buben auf dem Boden ab. Er war noch ernster und dunkler geworden.

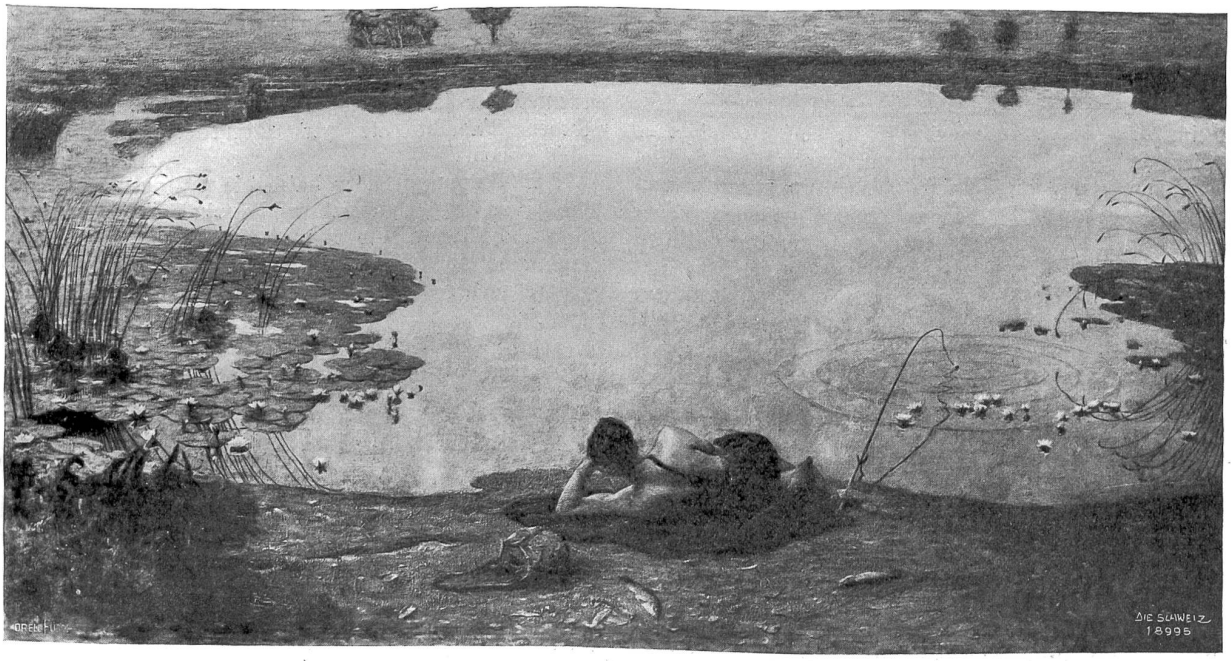
Als dann die Milch und die dampfenden Kartoffeln auf dem Tische rauchten und die Kinder ins Schälen und Schlürfen vertieft waren, sagte er ihr's: „Es ist nichts mit dem Baron." Sie hatte es schon gedacht; es traf sie nicht so schwer, wie er gemeint. Vielleicht auch verbarg sie es wieder. Immer verbarg sie's und schwieg stockstill, kein Ton, nur immer dies wehmütige Gesicht, diese Duldermiene, diese gottverfluchte Armesündermiene, gegen die sich nicht aufkommen ließ, nicht reden ließ — schon krampfte sich seine Hand zu einem wuchtigen Schlag. Aber er bezwang's. „Ich hab's nicht gekonnt," stieß er grob heraus; „deswegen wollen wir doch noch eine Weihnacht haben, z'Tratz!"

Und als die Kleinen längst in der Kammer oben in ihren Bettlein schliefen, die „Großen" beiden aber miteinander flüsterten vom Christkind und ob man dem Eselchen nicht ein Büschelein Heu oder ein paar Erdäpfelschalen vor die Türe legen müsse, waren der Marquardt und die Marei noch in der Stube beieinander auf. Sie nähte an einem Paar Bubenhosen. Der Vater stand an den Ofen gelehnt und sah gradaus auf die Talglampe. Bisweilen glitt sein Blick auch über die Marei hin, wie sie dasaß und mit den Fingern allerlei bästelte, und mancher Seufzer entrang sich seiner Brust. Und als es auf Mitternacht ging, rüstete sich ein jedes eine Weile in der Kammer. Dann kam die Marei heraus, das Singbuch an der Hand. Der Marquardt stand und wartete. Da wandte sie ihm das volle Gesicht zu, über dem die Wehmut lag, schaute ihn an, lange — lange, und dann gaben sie sich die Hand, und wie sie die Haustüre aufmachten, schollen ihnen die frohen lauten Weihnachtsglocken entgegen. Und Hand in Hand schritten sie in die helle weiße Winternacht hinaus.

Schwer und knirschend ging der Schritt des Vaters. Leicht und hastig, wie der bewegliche Diskant über dem steifen Kontrapunkt, begleitete ihn das Trippeln der Marei. Wie sich aber der Zusammenklang der elterlichen Schritte entfernt, begann in der obern Kammer ein spukhaft geschäftig Leben. Die beiden „Großen" standen auf. „Jetzt ist's Zeit," meinte der Marquardtlein. „Jetzt kommt das Christkindlein, pst!" machte das Mineli. Dann krochen sie auf allen Vieren an die Falltüre, welche die Stiege in die Stube hinunter abschloß, und legten das Ohr darauf. Es war nichts. „Noch nicht," flüsterte der Marquardtlein; „aber der Esel? Wir müssen ihm doch das Heu vor die Tür legen, sonst läuft er vorüber!" Und mit leisem Frösteln und Zähneklappern schlichen sie in ihren Hemdlein durch das Dunkel nach der hintern Kammertüre, die auf den Dachboden führte, den Raum zwischen Wohnung und



Luigi Rossi, Lugano-Mailand. **Plein Air** (Aquarell).



Luigi Rossi, Lugano-Mailand. **Am Teich.**

Dach, der in dem unausgebauten Hause eine übergewöhnliche Dimension hatte und für Heu und Futter der Tiere und allerhand Vorräte und Handwerkzeug Raum bot. Die Tür nun riegelten sie auf; aber durch den Türspalt glotzte die schwarze Finsternis, und hin ging der Mut. Endlich nahm sich der Marquardtlein ein Herz und schlüpfte durch den Türspalt ins gähnende Ungewisse. Nach einer Weile bänglichen Harrens tauchte dem Mineli aus dem Türspalt wieder der Marquardtlein auf, ein Bündelein Heu unterm Arm. Das lag gar bald fein säuberlich im Schnee vor der Haustür. Droben aber in der Kammer lagen die beiden „Großen" noch immer wach mit hocherhobenen heißen Köpfen, lauschend auf jedes Geräusch, ob nicht das Christkind käme. „Jetzt — jetzt..." sagten sie alle Augenblicke, und ihre Herzchen klopften hoch auf zum Zerspringen, und mit den Zähnchen schnatterten sie vor Frost und Aufregung.

Draußen hatte es längst aufgehört zu schneien. Blauschimmernd lag die Winternacht über Wiesen und Dächer gebreitet. Schattengleich huschten die nächtlichen Kirchgänger und lautlos über den Schnee, und vom Kirchenportal herüber vernahm man von Zeit zu Zeit ein kurzes Aufstampfen von schweren Bauernschuhen, die ihrer Schneelast ledig werden wollten. Rasch hatte der Marquardt mit der Marei, der Kirchhofmauer folgend, das eiserne Gätterlein und drauf die Kirchentür, die schwere eichene, erreicht. Wie er sie nun kräftig aufklinkte, warf sich ein breiter goldener Lichtstrom auf das blasse Gesicht der Marei, und in ihrem bescheidenen schwarzen Gewändlein fühlte sie sich unter den hellen Strahlen noch bescheidener, noch ärmlicher, ja recht klein und demütig werden. Sie senkte den Kopf noch tiefer und barg ihr Gesicht in Schatten. Auch den Marquardt traf die Helle fast schmerzlich, und ihm schien, während er ein weniges die Augen zukniff, die Kirche wäre schon voller Leute und die Köpfe drehten sich mit Geräusch nach ihm und mit Tuscheln — nur eines Atemzuges Länge. Dann richtete er seinen bärtigen Kopf hochauf, und seine untersetzte Gestalt schien größer in ihrem Stolz. Und während er nun durch den vordern Quergang seinem Weibe voranschritt, umspielte ein verstecktes verächtliches Lächeln seinen Bart. Zum Trotz suchte er nun den Chorstuhl der „Marquardten" auf, den noch sein Vater selig hatte erbauen lassen. Ansehen hatten sie ihn wollen wie einen armen Sünder, dachten wohl, er würde sich hinter ihnen verkriechen? Ihnen zuleid nicht! Fest schritt er aus und laut über den Sandsteinboden, daß es hallte. Schüchtern und mit Zögern folgte die Marei nach. Er wollte es ihnen noch einmal zeigen, daß er sich nicht mit ihnen drängen und ellenbögeln mußte, wenn er zur Mette ging, daß sein Platz am Altare war. Ja, das wollte er ihnen noch einmal zeigen.

In solchen Gedanken trat er zum Chor, indes die Marei den Altar kreuzend auf die Frauenseite ins hintere Schiff ging, demütig und schlicht und doch nicht verborgen genug für den Haß lauernder Weiberaugen.

Aber das ganze Chorgestühle schien besetzt und keine Lücke drin für den Marquardt. Und drum tat auch keiner einen Wank, als er an die vordere Reihe trat. Sie schauten gradaus und bewegten, Gebete lispelnd, die Lippen. „Was willst du Schuldenbauer bei uns Großen und Gemeindehäuptern? Mache dich fort, dort hinten hin zu den andern, den armen und denen, die deinesgleichen sind!" So dachten sie, während sie die Betschnur durch die Finger zogen, die Augen verdrehten und nicht dergleichen taten. Da stand er, eine kleine Weile, und dann überfiel ihn plötzlich eine heiße Röte. Und während ihm der Zorn in den Augen brannte, schob er den Vordersten sachte beiseite und drängte sich durch die Stühle, bis er zu einem kam — und da lehnte

der Lang drinnen und ließ den ſchmalen Oberkörper weit nach vorn über den Betſchemel ragen und gaffte ſteif auf die Sakriſteitüre, als merke er nicht, daß da einer kam. Aber mit einem Mal faßte ihn der Marquardt beim Arm, ſachte und unauffällig; doch ſie ſahen es alle, wie da der Lang aufſtand und etwas ſagen wollte, der andere ihn aber hinausſchob. Und etliche Singbüchlein wurden höher vors Geſicht gehoben; aber einige waren nicht breit genug, das fröhliche Grinſen eines tüchtigen Bauernmaules ganz zu verdecken. Der Lang nun kniete die ganze Mette hindurch auf dem Sandſteinboden am Beichtſtuhl auf ſeinem roten Sacktuch. So oft ihm aber ſeine neuen Hoſen zu Sinn kamen und er am Aufſtehen war, warf er einen ſchiefen Blick ſeitwärts in die Kirche — und wie er ſich gleich Saul über allem Volk um Haupteslänge hinausragen ſah, fiel er wieder demütiglich in die Knie und murmelte: „Du denkſt noch einmal daran ... denkſt daran ...“ und das Amen zu dieſem Segensſpruch auf den Marquardt klang gar unheilig. Aber das blieb ſeine Weihnachtsandacht, und als der Miniſtrant das Sanktus läutete, klopfte er mit ſteifem ſpitzem Zeigefinger an die eingeſunkene dürre Bruſt und murmelte dazu: „Du denkſt noch einmal daran ... denkſt noch einmal daran ...“ und als die Wandlung eingeläutet wurde, ſo gut wie beim „Agnus“, da ihm ſchließlich die Knie auf dem harten Sandſteinboden wie Holzpflöcke ſteif ſtanden, murmelte er ſein gottloſes Racheſprüchlein nicht mit minder Andacht als der Miniſtrant ſein „Dona nobis pacem!“

Der Marquardt aber hatte die Ellbogen auf den Betſchemel geſtützt und ſah vor ſich hin. Er hielt weder Buch noch Roſter, und es war nicht ſicher, daß er im Innern betete, es ſei denn, daß man von einem ſagt er bete, wenn er ſein Herz ausſöhnt mit ſeinem Verhängnis.

Und dort hinten im Kirchenſchiff mitten unter der Menge rang die Marei mit ihrem Gott. Nur ein feines nervöſes Zucken um die blaſſen Lippen verriet, daß hier eine heilige heiße Walſtatt lag, da ſich zwei ſcharfe Schwerter in einem blutenden Mutterherzen kreuzten. Wie ein Ertrinkender, deſſen ganzes Herze nur noch nach Trümmern der Hoffnung ficht, ſo ſtrebte ſie einzig heraus aus dem Abgrund, aus dem ihr die Zukunft dunkel und unergründlich entgegenſtarrte. Er aber, der Marquardt, war wie einer, deſſen ganzes Sinnen ſchon verſunken iſt in das Rauſchen und Brauſen des Unterganges.

(Fortſetzung folgt).

Im Bergwinter

1. Sehnſucht

Drei Schlitten fahren die Straße hinab,
Die Schellen der Roſſe klingen
Und klingen noch ferne das Tal herauf
Gleich wie ein ſilbernes Singen.

2. Auf Schneeſchuhen

Ich gleite langſam durch den ſtillen Wald,
Und blaues Dämmern ſinkt zu meinen Füßen,
Und tiefer neigen ſich die ſchlanken Tannen,
Als hätten einen König ſie zu grüßen.

Dann ſehe ich aufleuchtend ein Gewand,
Und manche Bäume wollen golden prangen,
Und aus der Tiefe kommt ein leiſes Singen
So wunderlich verwehend hergegangen ...

Da denke ich, es hat ſich mancher Baum
Die letzten Sonnenfäden eingefangen,
Und daran taſtend iſt und ſpielend jetzt
Das Märchen ſingend durch den Wald gegangen.

Und wunderlich iſt, dies Singen tönt fort
Im Sterneleuchten und Sonnenblauen,
Daß ich beginne Sehnſucht zu haben
Nach Liedern, Roſſen und ſchönen Frauen...

3. Die Nacht

Der Mond blickt in den tiefen Schnee
Und ſchweigt. Die Sterne brennen klar,
Die Tannen haben blaue Schatten —
Die Nacht iſt wunderbar!

Die Berge ſind ſehr ſtill und kühl
Und weſenlos. Ein Silberduft
Hebt ſich aus märchenhafter Ferne
Zur dunkelblauen Luft —

Die Nacht macht reich. Ich möchte nicht,
Daß ſie ſo bald vorübergeht;
Denn alle ihre Schönheit iſt
Zum Gotte ein Gebet!

Hans Roelli, St. Gallen.

Der Rezitator.

Nachdruck verboten.

Skizze von Anna Burg, Aarburg.

Die kleine Stadt verſank immer mehr in dem gleichmäßigen Dämmergrau eines frühen Winterabends, das nur hie und da ringweiſe durch den grellen Schein einer elektriſchen Bogenlampe unterbrochen wurde. Die Straße war menſchenleer. Plauter, der Schulabwart, hatte im Singſaal des Schulhauſes Licht gemacht und die verſchobenen Bänke zurechtgerückt. Er ſtellte einen Stuhl neben das mit grünem Tuch verhängte Klavier. Dort ſollte der Rezitator, der für dieſen Abend einen Vortrag angeſagt hatte, in den Pauſen Platz nehmen. Vor die Tür ſchob Plauter einen wackeligen Tiſch und legte zwei Teller darauf. Dann ſchaute er auf die Uhr. Es war ſchon über halb acht Uhr und noch niemand da. Gähnend ließ ſich der Mann bei ſeiner „Kaſſe“ nieder. Es war kalt in dem langen leeren Korridor, und er zog fröſtelnd die Schultern hoch. Wenn die Geſchichte nur erſt anfinge, daß er ſich wenigſtens in den geheizten Saal ſetzen könnte...

Auf der Treppe ließen ſich raſche leichte Schritte hören, die immer zwei Stufen auf einmal nahmen. Im nächſten Augenblick ſtand Werner Erdmann, ein vierzehnjähriger Junge, atemlos vor dem Schulabwart.

„Sind ſchon viele Leute da?“

„Niemand! Du biſt der erſte!“